Blätter für den häuslichen Kreis

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **34 (1912)**

Heft 1

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

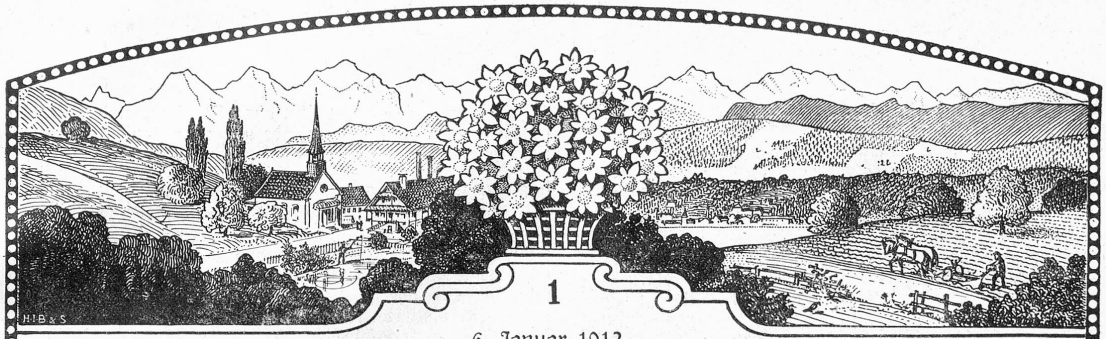
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

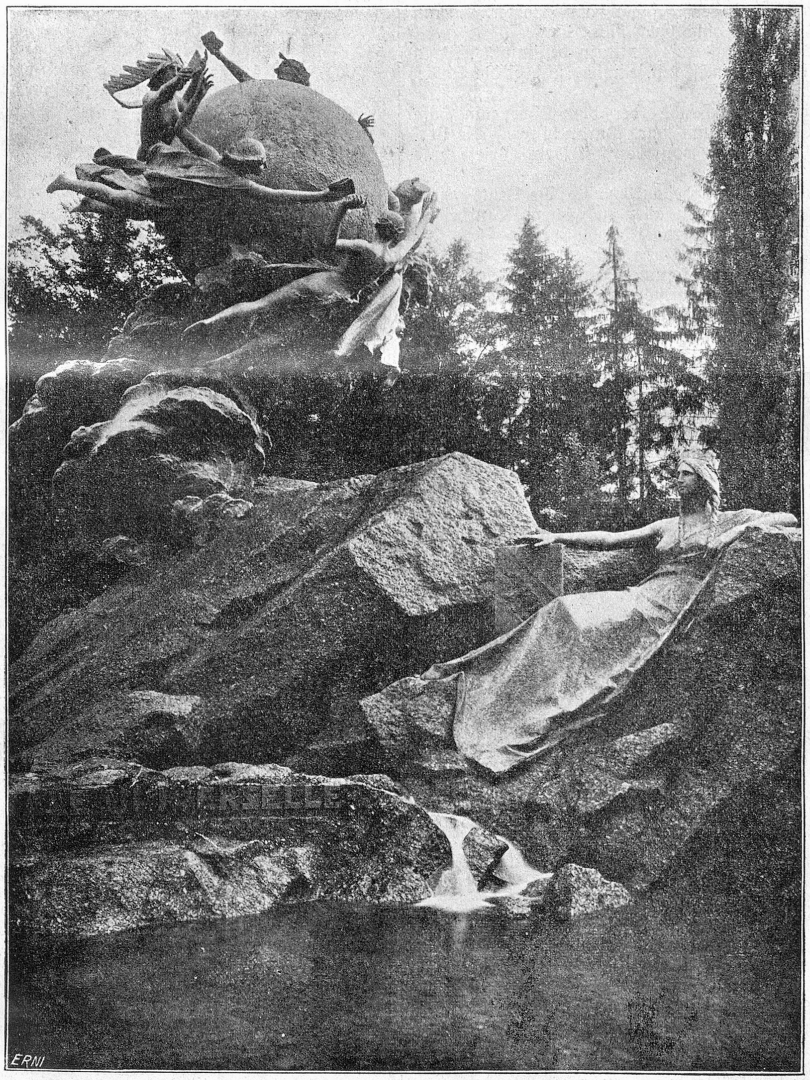
http://www.e-periodica.ch



1

6. Januar 1912

Blätter für den häuslichen Kreis



Das neue Weltpostdenkmal in Bern. (Eingeweiht im Jahre 1909)

SCHWEIZ. LANDESBIBLIOTHEK
1913
Ca. 4840
BERN

Die Wunderdoktorin.

Roman von Lisa Wenger.

4 (Nachdruck verboten).

Wen Marie Zuberbühler ansah, der hatte ein Gefühl, als sehe sie ihm durch und durch, und wem sie etwas anriet, der war im selben Augenblick überzeugt, daß er nichts Gescheiteres tun könnte, als dem Rat dieser Frau folgen.

Sie trug ein ganz glattes, schwarzes Kleid, eine große, weiße Schürze und weiße Ueberärmel, die sauber gewaschen waren, jetzt aber frische Blutflecken zeigten. Mit gefalteten Händen lehnte sie in ihrem Stuhl.

„Was fehlt Euch?" fragte sie den Mann.

„Mir fehlt nichts, aber meiner Frau. — Sie liegt nun bald ein Jahr. Sie ist nicht krank, und doch kann sie nicht gehen. Wir wissen nicht mehr, was machen."

„Wollt Ihr nur Salbe mitnehmen, oder soll ich kommen und nach der Frau sehen?"

„Das wäre schon besser", sagte Fritz Steiger. „Man weiß nicht, ob die Salbe ohne Euch hilft."

„Die Salbe hilft", sagte die Doktorin bestimmt. „Wenn es nicht Matthäi am letzten ist mit jemand, so hilft die Salbe. Da hängen die Dankschreiben."

Sie zeigte auf einen Draht, der vom Ofen zum Sofa quer durch die Stube gespannt war. Daran hingen, wie Lerchen am Spieß, Tausende von Dankschreiben, Briefe und Zettel. — — —

In den höchsten Tönen bedankten sich die Leute darin für die glückliche Rettung von allen möglichen Krankheiten.

„Wo seid Ihr daheim?" fragte die Doktorin.

„In Erbach, zwei Stunden von hier mit der Mähre."

„Morgen kann ich nicht kommen, da bin ich den ganzen Tag in der Stadt. Aber übermorgen. Es wird bis dahin noch Zeit haben. Hattet Ihr einen Doktor für die Frau?"

„Früher einmal, aber schon lange nicht mehr", log Fritz Steiger, der nicht zu sagen wagte, daß er den Dr. Andermatt erst kürzlich zu seiner Frau gerufen.

„Wir wollen sehen, was zu machen ist", sagte die Doktorin. „Also übermorgen, so um elf Uhr." — Sie machte eine entlassende Handbewegung. Der Sekretär sprang auf und öffnete dem Manne die Tür. Steiger machte einen Bückling und ging. Als er fort war, fragte die Doktorin:

„Der Wievielte?"

„Der Achtundvierzigste", sagte der Assistenzarzt und schrieb Namen und Wohnort Steigers in ein Buch. „Hier sind eingelaufene Bestellungen", fuhr er fort, auf einen Haufen Briefe und Postkarten weisend.

„Zu erledigen wie gewöhnlich. Die Bestellungen von gestern sind doch alle fort?"

„Gewiß", sagte schläfrig der junge Mann, und hob kaum die dicken, grünlichen Lider. Sie sah auf.

„Dr. Wezinger", sagte sie scharf, „wollt Ihr denn durchaus in Euer Verderben rennen? Ihr habt wieder Morphium genommen."

„Nein", fuhr Wezinger auf.

„Ich sehe es ja. Nehmt Euch doch zusammen. — Müßt Ihr denn ganz herunterkommen?"

„Viel tiefer als bis hierher kann ich nicht sinken", murmelte höhnisch der Sekretär. Marie Zuberbühler war keine bequeme Frau. Sie hatte Adleraugen und sah alles, und sie hatte Luchsohren und hörte alles. — Sie hatte auch das gehört. — — —

„Vielleicht doch, Herr Dr. Wezinger", sagte sie und zog die Brauen zusammen, daß sie sich fast berührten. Der Doktor warf einen scharfen, giftigen Blick auf sie, der aber nur ihre kräftigen, biegsamen Hände streifte, nicht ihr Gesicht.

Dr. Wezinger sah niemand gern in die Augen. — Er fürchtete, daß man entdecken könnte, was er verbarg, das klebrige, schwächliche Laster, das man nicht los wird, und das einen Mann zu einem Waschlappen und einem Feigling machen kann, das ihn, den Arzt, der sein Examen summa cum laude bestanden, zum Gehilfen und Schild einer Salbendoktorin erniedrigt hatte.

Er knirschte mit den Zähnen. Wie zwei Feinde standen sich Marie Zuberbühler und er gegenüber. Aeußerlich höflich und kalt, innerlich voll Verachtung eines für das andere. Er sah auf sie herab als auf eine Quacksalberin, fast auf eine Betrügerin, die ohne Mühe, ohne Studium, und ohne die Klippe des Examens, Tausende und aber Tausende einheimsen konnte.

Sie aber, die Tüchtige, Energische, Ehrgeizige, neidete ihm seinen rechtmäßigen Titel, sein Wissen, seine Stellung als Arzt und mißachtete ihn wiederum, weil er alle diese Vorteile nicht geltend zu machen wußte, und durch sein Laster zu ihrem Gehilfen und Strohmann herabgesunken war.

Eine Weile war es still im Zimmer, das nach Landesbrauch groß, aber niedrig war. — Wezinger schrieb und die Doktorin blätterte in einem Buch. Sie war zufrieden mit dem heutigen Tag und holte ihre Tabaksdose aus der Tasche. Es war ein altes Stück, das auf unerklärliche Weise sich nach Blumental verirrt hatte. Inwendig bestand die Dose aus Schildpatt, außen war auf Glas ein Rokokodämchen gemalt. Wenn man an einer kleinen Erhöhung drückte, so hielt sie eine Larve vor ihr hübsches Gesicht. — Hatte die Doktorin Kinder zu behandeln, so zeigte sie ihnen zuerst das schöne, maskierte Fräulein, womit sie das Vertrauen der Kinder leicht gewann.

Das Schnupfen hatte sie sich von ihrem verstorbenen Mann angewöhnt, der Schulmeister gewesen und sich die Langeweile des täglichen Lehrens damit vertrieben hatte.

Sie führte den Tabak mit Zeigefinger und Daumen zur Nase, hielt dabei den kleinen Finger weit von sich ab, als ob dieser nicht wissen dürfe, was die beiden andern vorhatten. Fielen bei dieser Prozedur ein paar Stäublein auf ihre Latzschürze, so spickte sie sie geschickt auf den Fußboden. — Den Assistenten ärgerte diese Bewegung jedesmal, wenn er sie sah. Es ärgerte ihn überhaupt alles an der Doktorin. Sie war in seinen Augen „ordinär". Das war sein Lieblingsausdruck.

Er schrieb und rechnete und legte die eingelaufenen Briefe in die dazu bestimmten Fächer, fertigte Frachtbriefe aus und addierte Fakturen.

Dutzende und Dutzende von Postpaketen und Schachteln mit dem „Erlöser" und dem „Trank" wurden täglich versandt, an Händler und Private. Wie eine neue Krankheit oder eine neue Mode verbreitete sich der Verkauf über die ganze Schweiz und weit über die Grenzen hinaus.

An der Wand in Marie Zuberbühlers Stube hing eine Karte mit dem Eisenbahnnetz darauf. Da hatte die Doktorin jeden Ort, an dem sie Patienten hatte, mit einem großen, roten Punkt bezeichnet. — Mit einem, mit vielen oder mit Dutzenden, je nach der Zahl der Patienten, die sie dort hatte.

Im Umkreis von vielen Stunden um Blumental herum sah die Karte aus wie rotgetüpfelter Kattun, so dicht standen die Punkte. Ueber die ganze Schweiz waren sie verstreut, ja, es war kaum ein Dörflein oder ein Flecken auf der Landkarte, bei denen nicht der feurige Tupfen stand. Aber auch an den gegenüberliegenden Ufern des Bodensees gab es noch der roten Flecke genug, die sich wie kleine Herrgottskäferlein fröhlich vom Papier abhoben.

Als die Doktorin gemerkt, daß der „Erlöser" immer häufiger verlangte wurde, hatte sie schüchtern angefangen, ihn in Wochenblättlein anzuzeigen. Dann hatte sie über ein wirksames Bild nachgesonnen und es bald gefunden. Der stolpernde Tod erschien alle Wochen einmal in irgend einer Zeitung oder einem Kalender und zuletzt schmückte er die letzte Seite der kleinsten, kleinen, großen und größten Tagesblätter. — — —

Von Zeit zu Zeit erschienen Flugschriften oder kamen den Bauern und den Bewohnern kleiner Städte Büchlein ins Haus, mit Zeugnissen und von Aerzten ausgestellten Bezeugungen, welche Wohltat der „Erlöser" für die Kranken stets gewesen. — — —

Diese Heftlein verirrten sich auch in größere Städte und taten ihre Wirkung. — Sogar bei gewichtigen Ortsnamen konnte Marie Zuberbühler ihren triumphierenden roten Fleck anbringen.

Das tat sie mit dem Gefühl des Eroberers und nahm jedesmal nachher eine umständliche und ausgiebige Prise, und jedesmal sah ihr Dr. Wezinger zu, schloß halb die Augen mit den grünlichen, geschwollenen Lidern und verfolgte dabei den weit ausgespreizten Finger der Doktorin.

So war der Erfolg gekommen. Erst tropfenweise, dann in dünnen Bächlein, jetzt endlich in Wogen, die von Marie Zuberbühler und ihren Hausgenossen kaum mehr bewältigt werden konnten.

Täglich ging das schwarze Heilmittel hinaus in die verlangend darnach ausgestreckten Hände. Täglich kochte draußen im „Laboratorium“ ein Knecht den zähen, scharfriechenden Brei; täglich strömten sie herbei, die Kranken und Genesenden, die Käufer, die zum eigenen oder zum Nutzen anderer den „Erlöser“ erstanden, die Kinder und Weiblein, die Heilkräuter und Rosenblätter brachten, Körbe und Körbe voll, und die dankbar die Scherflein dabei in Empfang nahmen, die für sie abfielen.

Der „Erlöser“ war berühmt geworden.

III.

Zwei Tage nachdem Fritz Steiger bei der Doktorin gewesen, war sie unterwegs zu seiner Frau, wie sie es ihm versprochen. Sie hatte vor kurzem einen kleinen, dreiplätzigen Wagen erstanden von einem der Villenbesitzer oberhalb Blumentals. Das Gefährt vertrat nicht die allerletzte Mode, ging aber auf Federn und war gut erhalten.

Tefil, ihr Halbbruder, lenkte das Pferd, und auf dem schmalen Rücksitz saß Pix, der Hund. Mit Mühe hielt er sich auf seinem Bänklein, sah aber trotzdem unverwandt in das Gesicht der Herrin und wedelte unermüdlich mit dem stümperhaften Schwanz.

Da Marie Zuberbühler keinen andern Vertrauten hatte als Tefil, so benutzte sie diese Fahrten über Land, um alles, was sie bedrückte oder beschäftigte, mit ihm zu besprechen. — Auch hörte sie von dem schweigsamen Buckligen, der nur ihr gegenüber mit Worten nicht sparte, so ziemlich alles, was in Haus und Hof sich ereignete, und das ihr, der Vielbeschäftigten, entging.

Er war deshalb bei den Dienstboten des Treuhofes verhaßt, und auch die beiden Töchter der Doktorin nannten ihn, halb im Scherz, halb im Ernst, das „Sprachrohr“. Er hatte auch heute manches zu berichten.

„Doktorin“, sagte er, „mit dem Wezinger hapert's wieder. Zweimal hat er den Sepp in die Apotheke geschickt mit einem Rezept, und dem Bub befohlen, er dürfe die Medizin nur ihm selbst abgeben. Und Apothekers Anton hat mir erzählt, unser Doktor sei schon ein paarmal bei ihnen gewesen. Unser Geschäft gehe mit Schein doch nicht ohne sie.“

„Was hast du geantwortet?“

„Ho, was habe ich geantwortet!“ — Tefil machte ein Gesicht, als schlucke er Essig und zog seine Lederhaut in Falten. „Ich habe gesagt, es sei Gott Lob nicht unsertwegen, daß der Doktor in die Apotheke müsse. Es wäre besser, er ließe es unterwegen.“

„Dieser Wezinger“, sagte die Doktorin. „Es ist schade um den Menschen; er ist kaum dreißig Jahre alt.“

„Ho, mir könnte es gleich sein, ob er sich sein Gift einspritzt. Aber daß er um unsere Margrit scharwenzelt und daß sie in ihn verliebt ist, das geht nicht, da sollte man ihm davor sein.“ —

Die Doktorin drehte sich mit einem Ruck gegen den Bruder. Das Blut stieg ihr zu Kopf, und ihr Gesicht nahm einen noch lebhaftern Ausdruck an.

„Tefil, du bist ein Halbnarr.“

„Kann sein. — Darum steckt doch die Margrit mit dem Doktor zusammen, sowie du den Rücken gedreht hast.“

„Den Wezinger! Davon kann gar keine Rede sein“, rief die Doktorin fast heftig. „Lieber gebe ich sie dem ersten, besten Bauern. Aber das muß natürlich ein Stadtherr sein. — Tefil, ich kann dir nicht sagen, wie ich es bereue, daß ich die Mädchen in der Stadt aufziehen ließ. — Das tut nicht gut, wenn Mutter und Töchter nicht auf demselben Boden stehen. Aber ich habe es gut mit ihnen gemeint und mich arg abplagen müssen, um es möglich zu machen, sie bei der Schwester zu lassen. Ich habe doch nur der Kinder Bestes gewollt.“ Es klang, als wolle sie sich entschuldigen.

„Ja“, sagte Tefil, „das schon, das schon“. — Er machte wieder seine saure Grimasse. „Aber jetzt haben sie ihre Wurzeln nicht daheim.“

„Das ist es, Tefil, gerade das meine ich. — Ich spüre es alle Tage. Sie gehören nicht hierher, sie sind nicht hier daheim, sie sind auch nicht besonders gern daheim.“

Tefil grunzte etwas, das wie „So schlimm ist's nicht“ klang. — — —

Pix legte seine Vorderpfoten auf der Doktorin Knie. — Beweglich sah er zu ihr auf mit seinen treuen Hundeaugen. Sie strich ihm über die Borsten.

„Vielleicht ist's nicht so arg. Die Kleine, unsere Susi, hat mich lieb. Aber doch so aus der Ferne. — Sie war zu lange von mir weg. Der Einfluß der großen Stadt war zu stark. Weil sie aber ein harmloses Mädchen ist, ein Kind, trotz ihrer achtzehn Jahre, findet sie sich besser zurecht als die Margrit. Aber der Margrit ist es unangenehm, die Tochter einer Quacksalberin zu sein, das merke ich alle Tage.“

„Oho!“ rief Tefil. Das Pferd glaubte, der Zuruf gelte ihm und blieb stehen.

„Mach', Alter“, sagte er und klatschte mit den Zügeln auf seinen Rücken. „Hüh!“ Dann drehte er seine hellblauen Aeuglein nach der Doktorin, so daß sie wie Glaskugeln in den Augenwinkeln saßen. Er konnte seines Rückens wegen den Kopf nicht wenden wie er wollte.

„Wer sollte dich nicht ehren? Die Wunderdoktorin sagen sie dir! Wo du gehst, grüßt man dich, wo du hinfährst, bleiben die Leute stehen, zeigen auf dich und sagen: Das ist die Marie Zuberbühler! Den Hut zieht man vor dir ab, wie vor dem Herrn Pfarrer.“

„Aber wer?“ rief bitter die Doktorin.

„Aha“, sagte Tefil. „Eben! Die Bauersame verehrt dich wie eine wundertätige Heilige, und du zuckst darüber die Achseln. Warum? Du bist gerade so wie deine Tochter, und willst, daß die Stadtherren dich grüßen sollen, die Doktoren und Apotheker, und die Herren Pfarrer und was weiß ich, wer noch alles.“

„Da irrst du dich, Tefil. Nicht weil es Stadtherren sind, will ich ihren Gruß, aber weil ich von ihnen geachtet sein will. Darum! Es nützt aber nichts, darüber zu sprechen. Ich habe nun einmal nicht gelernt, was sie können, ich habe kein Examen gemacht, ich habe keinen Titel, und alles andere nützt mir nichts in ihren Augen. Ich mag sonst so gescheit sein, als ich will. Wenn ich jünger wäre, ich würde von vorne anfangen. Aber jetzt ist es zu spät. Ich muß mich über die Schulter ansehen lassen, sogar von diesem Wezinger. Meinetwegen! Aber daß auch meine eigenen Töchter nicht so recht auf meiner Seite stehen, daß wir den Weg zueinander nicht finden, und so nebeneinander hergehen, ohne daß eines das andere wirklich kennt, das ist mir doch nicht recht.“ Die Doktorin seufzte.

„Tefil, wenn ich sie nur nie in die Stadt geschickt hätte! Wenigstens die Mädchen nicht. Beim Uli ging es ja nicht anders. Und der hat immer stark an mir gehangen, schon von klein auf. Auch ist's bei einem Sohn etwas anderes, den hat man nicht so daheim.“

„Ich habe halt gewollt, daß sie lernen sollten, was ich nicht lernen durfte! Kaum regen habe ich mich können nach Benedikts Tod, und doch habe ich sie zur Schwester geschickt, und habe sie schulen lassen, und habe sie später, als ich es konnte, lernen lassen, was sie nur wollten. Jetzt habe ich zwei junge Fräulein daheim, die ihren eigenen Weg gehen, und mich den meinen gehen lassen, darum, weil wir eben gar nicht auf dem gleichen gehen können.“

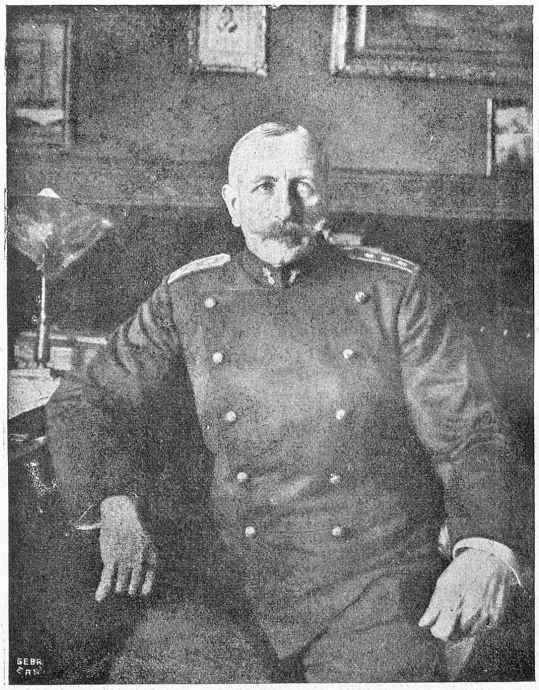
Die Doktorin sah gerade aus und ihr ganzes Gesicht straffte sich. Tefil schnalzte zornig, schwieg aber und auch die Doktorin sagte nichts mehr. Sie sah bekümmert aus, die scharfen Augen blickten trübe.

Ein Glöcklein fing zu bimmeln an. Es hing auf dem Dache einer Fabrik und kündete den Arbeitern der Baumwollspinnerei die Mittagsstunde an. Heftig baumelnd schwang es hin und her und gellte die frohe Kunde schwatzhaft in das Land hinaus.

Bald darauf wälzte sich eine dunkle Masse aus dem geöffneten Tor, und Hunderte von Frauen und Männern gingen auf der blendenden Landstraße oder auf Feldwegen ihren Wohnungen zu. Sie beeilten sich alle, in den Schatten zu kommen, denn es war fast unerträglich heiß. Einige setzten sich unter den Bäumen ins Gras und gedachten da Mittag zu halten, andere nützten die kühleren Ufer des vorüberziehenden Flusses, um ihre Mahlzeit einzunehmen.

Unaufhörlich hatten die Doktorin und Tefil die Grüße der vorbeieilenden Leute zu erwidern. Mancher ging neben dem langsam dahinfahrenden Wagen und berichtete über diese und jene Heilung, oder über die Krankheit eines der Seinen, oder bat um einen Besuch und erkundigte sich, wann die Doktorin daheim zu treffen sei.

Marie Zuberbühler antwortete allen diesen Fragern kurz und bestimmt. (Fortsetzung folgt.)

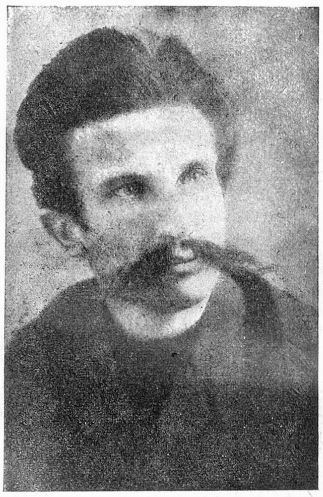


Oberst Armin Müller,
gewesener Polizei-Inspektor in Marokko, dessen Amtsdauer abgelaufen ist.

Oberst Müller ist als Marokko-Inspektor vor vier Jahren nach Fez gereist, erst allein, im Herbst darauf ließ er seine Familie nachkommen. Diese Stellung war durch die Algecirasakte bedingt und die Schweiz zu deren Besetzung eingeladen worden. Die Wahl fiel auf Oberst Armin Müller von Nidau. — Heute, nachdem die Marokko-Affäre zwischen Deutschland und Frankreich endgültig erledigt ist, konnte auch der Polizei-Inspektor-Posten in Fez aufgehoben werden.

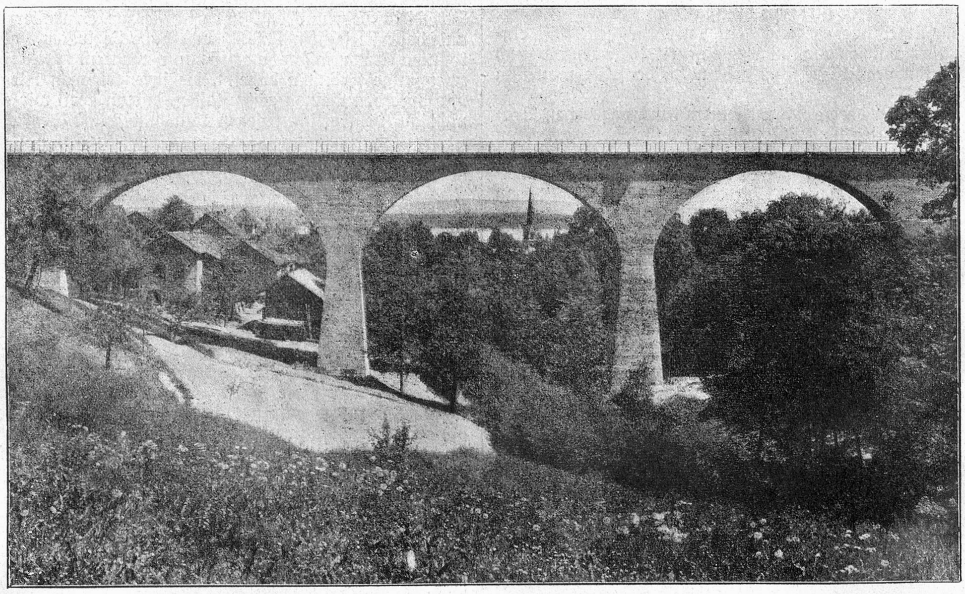
Die Mittelthurgau-Bahn,
welche von Wil (St. Gallen) durch den Thurgau hindurch sich bis nach Kreuzlingen zieht, ist am vorletzten Montag feierlich eingeweiht worden. Die Einweihung nahm einen glänzenden Verlauf. In der Tonhalle Wil begrüßte Stadtammann Wild die Gäste und Nationalrat Streng verdankte den Empfang. Darauf führte der Festzug die Gäste durch Thurgaus schöne Fluren nach dem zweiten Hauptort des Kantons, Weinfelden, nachher nach Konstanz. Hier fand im Festsaal St. Johann das Bankett statt. Bei der Heimfahrt wurde im hübschen Flecken Weinfelden ein Halt gemacht, ein Schlußtrunk entfachte nochmals einen Redestrom, dem erst die Rückreise nach Wil Halt gebot.

Die neue Bahn verspricht eine gute Zukunft, da sie Süddeutschland direkt mit dem Toggenburg, mit d. St. Galleroberland u. mit Glarus verbindet

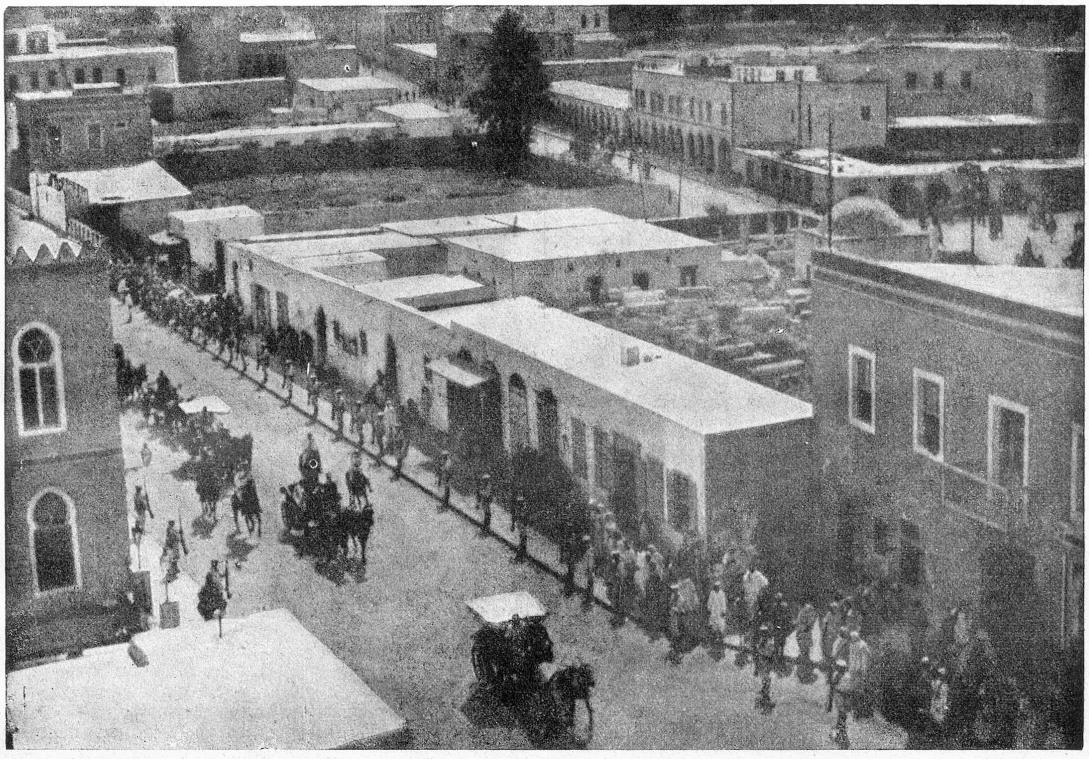


Advokat Charles Naine,
in Chaux-de-Fonds als Nationalrat gewählt und durch seine fulminante Rede bei der Budget-Debatte in weiten Kreisen bekannt geworden.

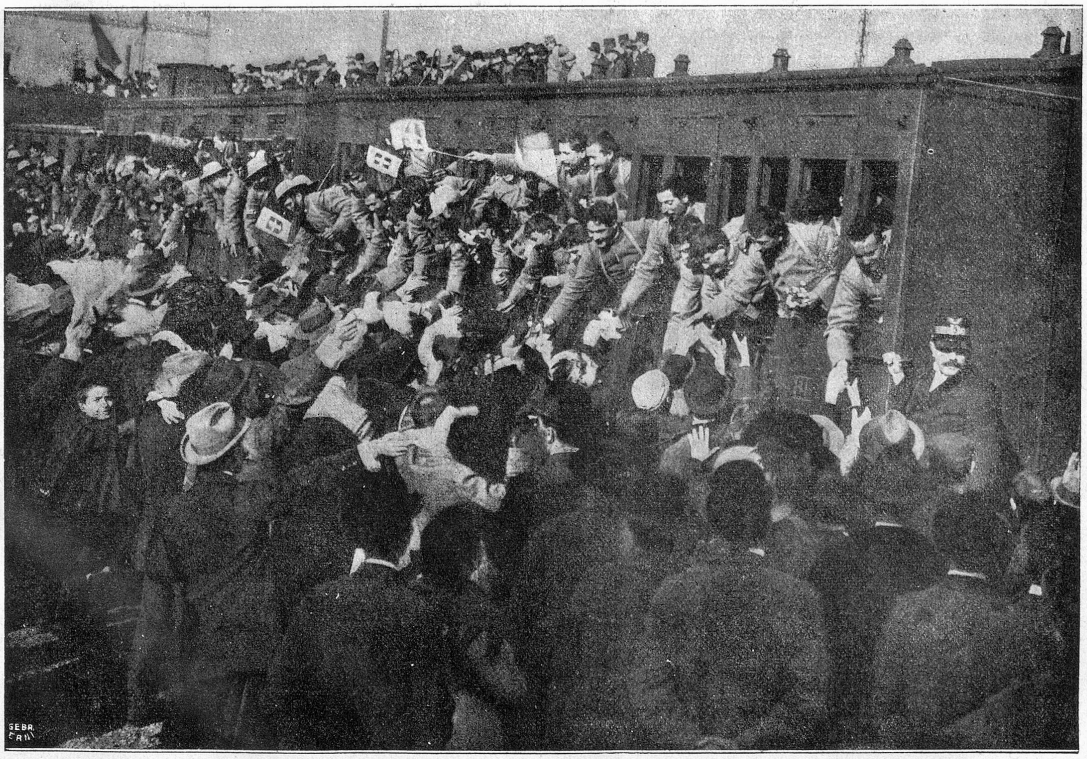
Naine ist ein Antimilitarist erster Güte. Was am meisten über ihn reden machte, war sein Ausspruch, daß die eidgenössische Fahne auf einem Misthaufen aufgepflanzt werden sollte. Sein Anwaltspatent war ihm seinerzeit im Kant. Waadt entzogen worden. Auffällig war, daß Naine bei den Nationalratswahlen von allen neuenburgischen Abgeordneten am meisten Stimmen gemacht hatte; sein Auftreten im Nationalrat alsdann, seine sogen. Jungfernrede hat selbst seinen eigenen Parteigenossen Grauen eingeflößt.



Von der Mittel-Thurgau-Bahn: Das Viadukt bei Kreuzlingen, im Hintergrund der Bodensee.



Eine Straße in Tripolis während der Durchfahrt des italienischen Gouverneurs.



Verabschiedung der zur Verstärkung von Rom nach Tripolis abgehenden Bersaglieri-Detachemente.

Ein Wohltäter.

Neujahrs-Humoreske von Georg Persich.

(Nachdruck verboten.)

„Nun, Papa, wie befindest du dich am ersten Tage des neuen Jahres?"

„Ich danke, körperlich recht wohl", beantwortete der Geheimrat Ehlert die Frage seines zur Rechtsanwaltschaft beim Landgericht zugelassenen ältesten Sohnes. „Daß das Jahr in anderer Beziehung berühmt angefangen hätte, kann ich aber nicht behaupten. — Schon in aller Herrgottsfrühe das Geklingel von den Leuten, die mir aus diesem oder jenem Grunde persönlich ihren Glückwunsch abstatten wollten. Ich hatte der Frau Francke die Namen derjenigen aufgeschrieben, für die ich zu sprechen sei, aber es kamen doch noch Irrtümer vor. Sogar der Tischler, der meinen Schreibtisch repariert hatte, erschien als Gratulant mit der Bitte um fernere Kundschaft. Und der Portier ließ sich schon gar nicht abweisen, und er hatte augenscheinlich bis zum Morgen Silvester gefeiert." — — —

„Armer Papa!"

„Aber das Putzigste war doch der Damenbesuch."

„Damenbesuch hast du auch schon gehabt?"

„Und was für einen! Rauscht da plötzlich, kaum daß ich einen Blick auf die mir überbrachte Karte geworfen, eine große, hoheitsvolle Frau herein und apostrophiert mich mit einer Rede, wie sie mir noch nicht gehalten worden ist. Im Namen des Komitees danke sie mir für die Beweise der Hochherzigkeit, die ich bisher gegeben, und im Namen des Komitees spreche sie die Hoffnung aus, daß ich auch im neuen Jahre der edlen Sache ein warmherziger Gönner sein werde. Ich hätte mir zwar jeden Dank verbeten, aber einmal im Jahre müßte ich ihn schon entgegennehmen. Meine Selbstlosigkeit sei bewunderungswürdig, heute, wo die meisten Wohltäter öffentlich genannt und belobt sein wollten.

So floß die Rede munter fort und ich zerbrach mir den Kopf, welcher edlen Sache ich meine warmherzige Gönnerschaft zugewendet haben könnte.

Als ich endlich zu Worte kam und erklärte, der Lorbeer der auf meinen kahlen Schädel gehäuft würde, gebühre mir nicht, der richtige Empfänger wohne vermutlich eine Treppe höher oder tiefer im Hause, öffneten sich abermals die Schleusen der Beredsamkeit. Bis zur Selbstverleugnung sollte ich meine Selbstlosigkeit doch nicht treiben. Die mir eigentlich danken müßten, könnten es ja noch nicht, ich dürfe aber versichert sein, daß sie es mit Begeisterung tun würden."

„Wer denn, meine Gnädige?" rief ich nun doch etwas ungeduldig.

„Na, unsere lieben Säuglinge, Herr Geheimrat!" Hast du gehört? „Unsere lieben Säuglinge!" Wie komme ich zu Säuglingen? In meinen Jahren!"

Der Rechtsanwalt stand halb abgewendet vor dem Bücherschrank.

„Ja, wie kommst du zu Säuglingen!" antwortete er zerstreut. „Aber da sie nicht zu dir kommen können — —"

„Willst du das ganze Jahr so geistreich sein?" spottete der Papa.

„Verzeih, ich wollte damit dasselbe sagen: was hast du mit Säuglingen zu schaffen? Uebrigens liest man ja heute soviel davon. — Irgend ein Zusammenhang wird wohl bestehen." — — —

„Aber auf meine Person erstreckt er sich nicht. Ich erfuhr noch, daß die Dame die zweite Vorsitzende des geschäftsführenden Komitees eines Säuglingsheims war. Als ich dann aber nochmals konstatierte, daß ich nie im Leben Wohltäter und Gönner einer derartigen, gewiß sehr segensreichen Einrichtung gewesen sei, lachte sie mich aus. Sie hatte eine so überlegene Art, gegen die man nicht aufkommen konnte."

„Ja, die hat sie", bemerkte der junge Mann.

„Woher weißt du denn — — —?"

„Ich meinte, diese Wohltätigkeitsdamen haben ziemlich ohne Ausnahme eine selbstverständliche Ueberlegenheit in ihrem Wesen, der man nicht gewachsen ist. Ich kann mir die deine vorstellen."

„Also sie lachte mich aus. Ich könnte aber ohne Sorge sein; die Verschwiegenheit, die ich wünsche, würde gewahrt werden. Sie habe nur in gewissenhafter Ausübung ihres Vorstandsamtes zu handeln geglaubt, wenn sie mir dieses eine Mal persönlich dankte. Folgte ein erneuter Wink, daß man auch fernerhin auf mein hochherziges Interesse zähle, und mir huldvoll zulächelnd, rauschte sie hinaus."

„Hast du noch ihre Karte?" fragte der junge Rechtsanwalt hastig.

„Hier!" — — —

„Ist eine bekannte Dame der Gesellschaft", sagte der Sohn, den Namen lesend, „und fehlt fast bei keiner Wohltätigkeitsveranstaltung."

„Kennst du sie?"

„Nicht näher."

„Sonst könntest du ihr ja in meinem Auftrage auseinandersetzen, daß sie sich geirrt hat. Dir schenkt sie vielleicht mehr Glauben."

Der junge Mann bezweifelte dies, war der Meinung, daß der Irrtum sich von selbst aufklären würde und lenkte das Gespräch geschickt auf ein anderes Thema.

Als willkommene Ablenkung begrüßte er innerlich auch das Eintreten der Frau Francke, der Wirtschafterin des geheimrätlichen Hauswesens.

Sie kam mit einer Visitenkarte. „Die Dame möchte den Herrn Geheimrat noch einmal sprechen."

„Da ist sie ja schon wieder!" rief der alte Herr ganz erschrocken.

Der Rechtsanwalt wollte durch eine Nebentür lautlos verschwinden.

„Nein, du bleibst!" hinderte ihn der Papa. „Ich bin ausgegangen oder unpäßlich geworden. Du wirst sie empfangen." Und er wollte in Eile das Zimmer verlassen.

Aber die Gnädige stand bereits auf der Schwelle. In der Haltung einer beleidigten Fürstin.

„Ich muß Sie ein zweites Mal inkommodieren, Herr Geheimrat", sagte sie. „Mein Besuch am heutigen Vormittag hat Ihre Verwunderung erregt. Er mußte es."

„Sie haben sich also überzeugt, daß ich gar nicht der Wohltäter bin?"

„Ich habe mich überzeugt."

„Dann ist ja alles in Ordnung."

„O nein." — — —

Wieder wollte der Rechtsanwalt sich zurückziehen, aber diesmal hinderte ihn die Besucherin daran.

„Ich muß schon bitten — —" meinte sie mit Nachdruck. „Ihr Herr Sohn, Herr Geheimrat", wandte sie sich wieder an diesen, „hat nämlich den Irrtum verschuldet. Es ist nach der Wendung, die die Angelegenheit genommen, nicht mehr angängig, etwas zu verschweigen. Der Herr Rechtsanwalt erschien in den letzten Monaten des öfteren in meinem Hause und überbrachte mir namhafte Spenden für unser Säuglingsheim — von Ihnen, Herr Geheimrat!"

„Von mir?" — — —

„Ja, Sie liebten es nicht, mit Wohltaten zu prunken und pflegten in aller Stille zu geben. Als ich nun von meinem Besuch heute heimkehrte und erzählte, mit welcher Entschiedenheit Sie jeden Dank abgelehnt hätten und auf das Ungewöhnliche einer solchen Bescheidenheit hinwies, wurde meine Tochter Ilse auffallend verwirrt. Ich bin nicht die Mutter, der so etwas entgehen könnte und so nahm ich sie ins Verhör. Und da bekannte sie — — —"

„Sie bekannte", fiel der Rechtsanwalt hier ein, „daß der Ueberbringer gar nicht im Auftrage seines Vaters gehandelt, sondern daß er das nur als Vorwand benutzt, um sie von Zeit zu Zeit zu sehen. Fräulein Ilse und er hätten sich auch hinter dem Rücken der Frau Mama sehen und sprechen können, aber Fräulein Ilse hatte eine heillose Angst vor der Frau Mama und der bewußte Rechtsanwalt wollte es auch nicht mit ihr verderben. Nachdem die Mama schon zwei Bewerber um Fräulein Ilse's Hand sehr kurz abschlägig beschieden hatte, gedachte er erst vorsichtig das Terrain zu erforschen, bis er mit seinem Antrage Sturm lief."

Der junge Mann hob die Stimme, als ob er bei der entscheidenden Stelle eines Plaidoyers angelangt sei.

„Glauben Sie, gnädige Frau, daß es ein Spaß war? Sie zu täuschen, ist schwer, und die milden Gaben für die Ihrem Herzen so nahestehenden Säuglinge haben die Hälfte meiner Honorare verschlungen."

Die Gnädige hatte, als sie unterbrochen wurde, noch strengere Blicke auf den Anwalt geworfen, aber dann waren sie weicher geworden. Und als er davon sprach, daß sie schwer

zu täuschen sei und welche Opfer er seiner Liebe gebracht hatte, prägte sich ein unverkennbares mütterliches Wohlwollen in ihren Zügen aus.

„Lieben Sie denn meine Tochter so sehr?" fragte sie, und als ihr seine leuchtenden Augen die Antwort gaben: „Nun, ich habe sie mitgebracht. Sie wartet unten im Wagen auf mich." — — —

Von keinem hätte er sich mehr halten lassen, er stürzte zur Tür hinaus.

„Und ich?" fragte der Geheimrat. „Ich bin wohl ganz ausgeschaltet. — Niemand fragt, wie ich mich zu der Sache verhalte."

Sie traten beide ans Fenster und sahen, wie die jungen Leute sich glückstrahlend begrüßten.

„Das scheint ja zu stimmen", sagte der alte Herr. „Dieser Duckmäuser! Eine größere Neujahrsüberraschung war nicht gut auszudenken. Aber eigentlich sind Sie es gewesen, die sie uns bereitet hat. Und was die Säuglinge betrifft, meine Gnädigste — der Junge wird nun wohl bald eine eigene Familie gründen, sein Geld dafür brauchen und für anderer Leute Kinder nichts mehr übrig haben. Die sollen aber nicht zu kurz kommen. Ich verpflichte mich zu regelmäßiger Beitragsleistung in entsprechendem Umfange. Den Dank habe ich schon vorweg — den Dank als Wohltäter."

Wie Trudys Herzenswunsch in Erfüllung ging.

Eine Weihnachtsgeschichte von Hanna Fröhlich.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Meister Lorenz hatte nasse Augen als er von mir ging und schüttelte mit seiner nervigen Rechten meine beiden Hände so markig, daß ich ordentlich froh war, daß er die Linke nicht auch noch brauchen konnte. — — —

Weihnachten rückte unterdessen mit Riesenschritten heran; mir tat das Herz weh beim Gedanken an die süße, kleine Trudy. Wie konnte man nur dem armen Kinde begreiflich machen, daß sein Herzenswunsch nie in Erfüllung gehen könne, denn es hielt fester als je daran!

Vier Tage vor Weihnachten kam Röschen im Sturmschritt zu mir herübergelaufen. „Ich hätte eine große Bitte; verzeihen Sie, wenn ich gleich mit der Tür ins Haus falle. Ich konnte fast nicht abkommen, so viel ist noch zu tun. Würden Sie unsern Kindern den Weihnachtsengel machen? Bitte, bitte, schlagen Sie mir's nicht ab. Die armen Kleinen kommen dann weniger zum Bewußtsein, wie sehr ihnen an dem Fest lieb Mütterlein fehlt. — Ach, es zerreißt mir das Herz, wenn ich täglich merke, wie felsenfest Trudy daran glaubt, die Mutter werde unterm Weihnachtsbaum sitzen. Vielleicht könnten Sie dann als „Engel" ein paar Worte einflechten, wie einen Gruß der lieben Verstorbenen."

„Gut, ich will's — aber Sie müssen mir versprechen, daß niemand etwas davon ahnt — auch die Großmutter nicht; es soll eine Ueberraschung werden für alle!"

Noch ein dankbarer Händedruck — und fort eilte sie. Als die Türe sich hinter Röschen geschlossen hatte, kam es wie eine Erleuchtung über mich — so würde es gehen. — Ich wollte mein möglichstes tun, damit noch alles gut würde. Nun begann bei mir ein geschäftiges, heimliches Treiben und selbst die trippelnden kleinen Füße konnten mich nicht aus meinem Schweigen aufschrecken.

„Tante Hanna, hörst du denn gar nichts — wir wollen dir ja vom Christkind erzählen!" Und dann hörte ich noch im Weitergehen Trudy sagen: „Wie merkwürdig, Hansi, daß Tante Hanna gerade jetzt nicht zu Hause ist — sie wird wohl zum Christkind gefahren sein! — — — —

Ein weihevoll schönes Engelskostüm hatte ich mir hergerichtet. Ueber mein weißes Kleid hin floß ein Schleier, duftig und zart, bis nieder zur Erde, und richtige Flügel hatte ich genäht aus weißen Taubenfedern, die schaukelten leise hin und her, wenn ich ging, an unsichtbaren Gummischnüren. — Erkennen würde mich niemand; Goldstaub bedeckte mein Haar, mein Gesicht war gemalt, ich fühlte mich ganz sicher. Zum Zeichen, daß alles gerüstet und ich kommen könne, war mit Röschen eine brennende Lampe verabredet, welche sie in ein Fenster stellen würde, dann war ich auch sicher, niemandem auf meinem Weg zu begegnen.

Mir klopfte aber trotzdem das Herz, als ich von einem Haus ins andere huschte, wie ein Dieb in der Nacht, was auch nicht aufhörte, als ich dort neben dem brennenden Lichterbaum stand, denn ich war mir der Tragweite meines Vorhabens voll bewußt. —

Beim Klang des silbernen Weihnachtsglöckchens traten die beiden Kinder über die Schwelle — und merkwürdig — weder für die aufgebauten Spielsachen noch für den Weihnachtsbaum hatte Trudy Augen; ihr Blick hing unverwandt an mir und ich hörte, wie sie Hansi zuflüsterte:

„Siehst du dort, das ist das liebe Christkind." Und mit mutigen Schritten ging sie auf mich zu:

„O sage, wo hast du unser liebes Mütterlein?" — Nun war er gekommen, der gefürchtete Moment! — — —

„Mein Kind, lieb Mütterlein sendet euch viele, viele Grüße durch mich und weil sie nun doch nicht mehr vom Himmel heruntersteigen kann, will sie euch ein Mütterlein schicken — sieh' hier" — und dabei faßte ich Röschens Hand — „steht euer neues Mütterlein; habt sie recht von Herzen lieb und euer Mütterlein im Himmel will euch segnen dafür."

Mit einem Schritt war ihr Lorenz genaht und hatte ihre andere Hand ergriffen: „Ist es wahr, Röschen, du wolltest? Und nicht nur aus Mitleid?"

Da ging ein überirdisch-schönes Licht über ihr gutes Gesicht, das sich abspiegelte in den nassen Augen der Großmutter. — Lorenz hielt den Arm um das junge Mädchen geschlungen und führte sie seinen Kindern zu. — — —

Ich aber schlich beglückt hinaus — heim in meine stille Klause und freute mich innig, daß wieder einmal Weihnachten war:

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Buntes Allerlei.

Falsch gerechnet. In Altona (Schleswig-Holstein) erregt eine bedeutende, von Justizrat Dr. Waetcke begangene Unterschlagung großes Aufsehen. — Es handelt sich um ein Vermächtnis von 170,000 Mark, das die verstorbene Frau Mielke der Stadt Altona vermacht hatte. Zu ihren Lebzeiten flossen die Zinsen des Kapitals Angehörigen der Stifterin zu, nach ihrem Tode sollte das Geld für unbemittelte, ältere Altonaer Damen verwendet werden. — Die Stiftung hatte Justizrat Waetcke in Verwaltung. Als nun Frau Mielke starb und das Vermächtnis in Wirksamkeit treten sollte, forderte die Anwaltskammer vom Justizrat Waetcke eine Abrechnung, konnte sie aber trotz mehrfacher Ermahnungen nicht erlangen. Auf Veranlassung des Regierungspräsidenten in Schleswig wurde dann die Angelegenheit dem Untersuchungsrichter übergeben, und vor diesem legte Waetcke ein umfassendes Geständnis ab, das zu seiner sofortigen Verhaftung führte. Dr. Waetcke hat das unterschlagene Geld verschiedenen nahen Verwandten zur Verfügung gestellt, in der Voraussetzung, es später zurückzuerhalten. Durch den plötzlich eingetretenen Tod der Frau Mielke war es ihm aber unmöglich gewesen, die große Geldsumme wieder herbeizuschaffen.

* *

Trennung.

Sie schwuren sich, da sie getraut —
Man muß Verliebte kennen —
„Uns kann in alle Ewigkeit
Nichts — als der Tod mehr trennen!"

Die Scheidung folgt nach kurzer Zeit,
Sie hat sich leicht ergeben.
Und fragt man, was die Zwei getrennt?
Die Antwort heißt — „das Leben!"

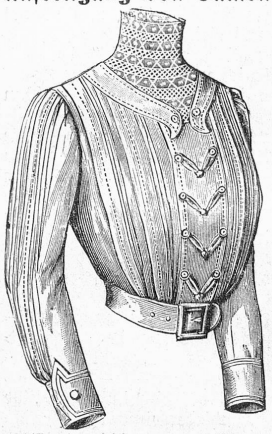
Humoristisches.

Aus der Instruktionsstunde. Der Leutnant spricht vom Krieg und fragt die Mannschaften, ob jemand wüßte, wo Tripolis liegt. Niemand meldet sich. Da geht er auf die Karte los: „Hier liegt doch Tripolis (findet es aber trotz allem Suchen nicht). Dann wütend: „Verdammte arabische Schwefelbande, schon wieder weitergewandert! (Zur Aufklärung beifügend): „Es sind nämlich Nomaden!"

Nobel. Verkäufer: „Weihnachten ist vor der Türe, wollen Sie nicht dem Herrn Gemahl eine Badewanne zum Geschenk kaufen?" — „Danke, ist nicht nötig; wir waren heuer im Seebade."

Für unsere Frauen

Anfertigung von Damen- und Mädchenkleidern.

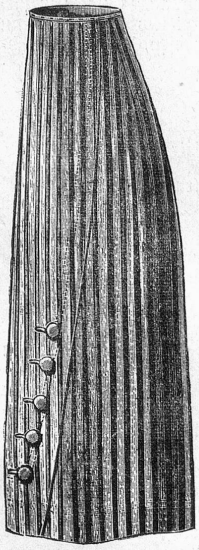


2647. Hemdbluse aus weißem Wollstoff.

3004. Einfaches Kleid aus rotem Wollstoff.

3005. Einfaches Kleid aus blauem Wollrips.

3011. Kleid aus rot kariertem Wollstoff.



2728. Rock mit schräg übereinandertretenden Bahnen.

2647. **Hemdbluse aus weißem Wollstoff.** Gebraucht werden für Größe 3: Etwa 3 Meter weißer Wollbatist, 80 Zentimeter breit, oder 2 Meter feiner, weißer Voile, 1,20 Meter breit, 2 Meter Klöppelspitzen-Einsatz, 2 Zentimeter breit und 2 Meter Tüllspitzeneinsatz, 2 Zentimeter breit, 12 weiße Passementerieknöpfe, 1,80 Meter weiße Soutache. Vorder- und Rückenteile, sowie die Aermel der Bluse sind in Säume und Biesengruppen abgenäht. Außerdem zeigt der Vorderteil eine breite Mittelfalte und der rechte Rückenteil eine etwa 4 Zentimeter breite, den Schluß deckende Tollfalte.

3004. **Einfaches Kleid aus rotem Wollstoff** mit schwarzer Soutache und Zierstichen. Gebraucht werden für Mädchengröße 9: Etwa 2,50 Meter roter Wollstoff, 1,10 Meter breit, 5 Meter schwarze Soutache, 25 Zentimeter schwarze Seide, 50 Zentimeter breit, 1 schwarzer Lackgürtel. Der futterlose Rock ist zu Falten gelegt und der mit glattem Futter gearbeiteten rückwärts verdeckt geschlossenen Bluse angesetzt. Reihen von schwarzer Soutache und Zierstichen imitieren vorn an der linken Seite einen Schluß, zieren die rechts aufgesetzte kleine Tasche, den Stehkragen und die Bündchen der mit schwarzem Passepoil eingesetzten Aermel.

3005. **Einfaches Kleid aus blauem Wollrips** mit blau-rot gemustertem Seideneinsatz. Gebraucht werden für Mädchengröße 8: Etwa 2,25 Meter Wollrips, 110 Zentimeter breit, 0,40 Meter gemusterte, 0,20 Meter rote Seide, je 50 Zentimeter breit, 2 Meter rote Soutache, 24 Knöpfe, 1 Lackgürtel. Der Rock ist zu Falten gelegt und auf der breiten Vorderfalte mit Knöpfen und Soutache verziert.

3011. **Kleid aus rotkariertem Wollstoff.** Gebraucht werden für Mädchengröße 8: Etwa 2,50 Meter Wollstoff, 110 Zentimeter breit, 50 Zentimeter weißer Pikee, 80 Zentimeter breit, 5 rote Knöpfe mit schwarzem Rand, 1 schwarzer Lackgürtel mit weißem Lederrand. Der Faltenrock ist dem Leibchen angesetzt, dessen Oberstoff vorn zu ausspringenden und rückwärts zu durchlaufenden Falten gesteppt ist. Vorn ist unter einer mit Knöpfen besetzten Spange eine glatte Krawatte aus doppelter schwarzer Seide gezogen.

2728. **Rock mit schräg übereinandertretenden Bahnen.** Gebraucht werden für Größe 2: Etwa 2,50 Meter Stoff, 120 Zentimeter breit, 8 Knöpfe. Für den Rock sind die Fig. 12 und 13 des Schnittmusterbogens, die man zuvor vergrößert hat, je einmal zuzuschneiden, wobei an Fig. 13 der für die breiten Säume erforderliche Stoff zuzugeben ist. Nachdem man die Abnäher ausgeführt hat, steppt man diese Bahn der andern Bahn, Fig. 12, auf. Knöpfe und Schlingen ergeben den Aufputz.

Schnitt für Mädchengröße 6, 8 und 10 sowie für die andern vier Muster nur bei **Ullstein u. Co.,** Schnittmuster-Abteilung, Berlin SW. 68, gegen Einsendung von 60 Cts. in Marken erhältlich.

Hauswirtschaftliches.

Wollene Hemden und Kleidungsstücke zu waschen. Derartige Kleidungsstücke dürfen niemals mit heißem Wasser übergossen werden. Hierzu darf unbedingt nur mäßig warmes Wasser verwendet werden, wenn man nicht erwarten will, daß die Wäsche eingeht oder die Farbe verliert, daß die betreffenden Stücke nicht geruchfrei werden und dabei unter Umständen ihre Weichheit verlieren und völlig hart werden. Man bereite eine mäßig konzentrierte warme — nicht heiße — Sodalösung, gieße ungefähr ein halbes Wasserglas voll Salmiakgeist hinzu — je nach der Menge der Kleidungsstücke mehr oder weniger — weiche die Wäsche ein und lasse sie einige Stunden darin stehen — am besten über nacht — worauf man sie dann unter Zusatz von etwas warmem Wasser auswäscht und dann noch mit reinem Wasser weiter ausspült. Derselbe Zweck soll erreicht werden, wenn man in einen kleinen Zuber voll Wasser ein Glas Salmiakgeist gießt, die Wäsche eine halbe Stunde darin stehen läßt und dann in reinem Wasser ausspült. Auf 20 Liter Wasser genügen 20 Gramm Salmiakgeist, welcher besonders in ungereinigtem Zustande billig ist. Man erspart die Ausgabe von Seife, da das mit Salmiakgeist versetzte Wasser auch ohne Seife den Schmutz leicht wegnimmt. Selbstverständlich muß der äußerst flüchtige Salmiakgeist bei der Anwendung vollkommen kräftig und nicht etwa verdunstet sein.

Schleier zu waschen. Weiße Schleier werden in blutwarmem Seifenwasser gewaschen, leicht ausgerungen, dann in kaltem Brunnenwasser ausgespült, gebläut, gestärkt und zwischen den Händen halb trocken geklopft, alsdann aber zum vollständigen Trocknen aufgesteckt. — Schwarze Schleier taucht man in warmes Wasser, in welchem Ochsengalle aufgelöst ist, und spült sie dann kalt nach. Um solche zu steifen, zieht man sie durch Gummiwasser, klopft sie zwischen den Händen halb trocken und steckt sie dann gleich den weißen Schleiern zum Trocknen auf.